Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 21 (1945-1946)
Heft: 12

Artikel: Wie werde ich Journalist : von einem, der es geworden ist
Autor: [s.n.]
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1069523

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Wie werde ich Journalist

Von einem, der es geworden ist

Illustration von Pierre Monnerat

Erste Liebe — früher Ruhm

Das Bürolistendasein unter angegrauten, in der Arbeit verstaubten Kollegen hing mir je länger je mehr zum Halse heraus. Ich hatte in der Handelsschule fünf Sprachen gelernt, war jung, unternehmungslustig und von einem unbändigen Freiheitsdrang besessen. Ab und zu hatte ich meine Freude am Schreiben, an einer kleinen Skizze, Kurzgeschichte oder Reportage versucht, und es war mir tatsächlich gelungen, solche Arbeiten bei kleinen Blättern unterzubringen.

Meine erste Skizze veröffentlichte das Berner Wochenblatt «Der Aufstieg». Sie betitelte sich «Entlassung» und schilderte meine leicht wehmütigen Gedankengänge beim Abschied von meinem Arbeitsposten in der Industrie, so wie ich sie mir in der Phantasie vorgreifend ausmalte. Auf das

Honorar, fünf Franken, war ich mächtig stolz. Man denke sich, eine Zeitschrift, die von Tausenden von Abonnenten gelesen wurde, hatte eine Skizze von mir gedruckt und sogar bezahlt!

Dieser erste Erfolg gab mir gewaltigen Auftrieb. Der ersten Skizze folgten weitere. Über die Honorare freute ich mich immer wie ein Schneekönig, um so mehr, als die fünf bis zehn Franken, welche ich für eine bis zwei Maschinenseiten erhielt, einen willkommenen Zuschuß zu meinem magern Gehalt bildeten.

Im Büro tippte ich nämlich im Jahre 1939 für ein Monatsgehalt von Fr. 200.— Briefe in fünf Sprachen. Obschon ich dazu noch die Buchhaltung einer ganzen Abteilung erledigte, das Lager verwaltete, die Fabrikation überwachte und Kunden bediente, wollte man mir keine Lohnaufbesserung bewilligen.

« Ihre Leistungen sind durchaus zufriedenstellend; aber bei uns verdienen die zwanzigjährigen Angestellten eben nicht mehr. Wenn Sie länger hier sind, erhalten auch Sie Ihre regelmäßigen Aufbesserungen. »

Dieser Bescheid wurde mir jedesmal zuteil, wenn ich beim Personalchef vorsprach.

Auf die Dauer wurde mir das zu dumm. Ich konnte einfach nicht einsehen, warum meine Arbeit nicht besser bezahlt werden sollte als jene der Fakturisten, die den ganzen Tag Rechnungen tippten, oder die der Archivgehilfen, welche den ganzen Tag Briefe klassierten. Als sich unverhofft Gelegenheit bot, die Stelle als Direktionssekretär eines modernen amerikanischen Unternehmens in derselben Stadt anzunehmen, griff ich kurz entschlossen zu.

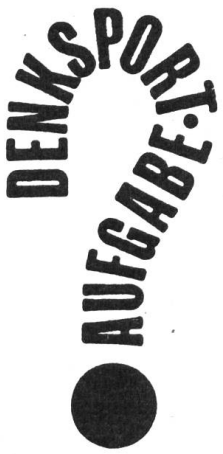
* * *

Das war ein anderes Leben und eine andere Luft! Mein Abteilungschef drückte mir schon am ersten Morgen ein Übergewand in die Hand und schickte mich mit dem Befehl in die Fabrik, nicht zurückzukommen, bis ich mir den ganzen Betrieb gründlich angesehen habe und Bescheid darüber wisse, was und wie hier fabriziert werde.

Das Verhältnis zwischen Vorgesetzten und Untergebenen war eines von Mensch zu Mensch, das Gehalt fast doppelt so hoch wie bisher und die Arbeit hochinteressant. Ich führte die Verkaufsstatistiken, erhielt Einblick in die wissenschaftliche Marktforschung und konnte mich an Propaganda-Aktionen wie Ausstellungen, Verkaufsschulungskursen beteiligen. Am Nachmittag wurde in jeder Abteilung von der Sekretärin Tee gekocht und dazu Patisserie gegessen, welche die Abteilungsmitglieder der Reihe nach stifteten.

Soweit wäre alles schön und gut gewesen. Aber es kam der Krieg. Die Zufuhren aus den Stammwerken in USA stockten und blieben zuletzt gänzlich aus. Die Belegschaft des Schweizer Werkes mußte verkleinert werden. Von den rund hundert Angestellten blieben fünfundzwanzig zurück. Die andern erhielten je nach Dienstjahren drei bis zwölf Monatsgehälter auf einmal ausbezahlt und waren entlassen. Ich, einer der jüngsten, gehörte zu den letztern.

Was nun? Ich hatte mir inzwischen wohl einige Beziehungen zu kleinen Wochenblättern geschaffen, die mir regelmäßig meine Skizzen, Kurzgeschichten oder sonstigen Aufsätze abkauften. Von einem meiner Familie nahestehenden Journalisten hatte ich mir einige Tips geben lassen und verkaufte nun Artikel, die bereits einmal oder zweimal erschienen waren, noch ein drittes und viertes Mal, wobei ich sorgfältig darauf achtete, daß sich diese Nachdrucke nicht zu rasch folgten und vor allem nicht in Zeitschriften erschienen, die zu verbreitet, zu nahe beieinander oder Konkurrenten waren. So hatte ich es fertig gebracht, ein Erstdruckhonorar von zehn Franken in wenigen Monaten zu verdoppeln und zu verdreifachen. Es hatte Monate gegeben, in denen ich mit meinem Zeitungsschreiben hundert Franken verdiente, manchmal auch zweihundert und sogar mehr. Aber das Einkommen aus mei-



Aus einem Roman:

Im Pfarrhausgarten spaziert der Pfarrer während des Brevierlesens zwischen den Blumenbeeten hin und her. Jetzt blickt er zum Zifferblatt am Kirchturm; er fährt mit der Hand an die Stirne, um die Augen zu beschatten, denn das kupferne Vordach unter der Uhr glitzert und blendet.

« Es ist vier Uhr », sagt Pfarrer Camenzind und . . .

Frage:
Was ist unmöglich an dieser Erzählung?

Auflösung Seite 58

---

nen journalistischen Arbeiten hätte bei weitem nicht genügt, um meinen Lebensunterhalt zu bestreiten. Ganz abgesehen davon, daß mein Vater gerade zu jener Zeit eine geschäftliche Krise durchmachte, die mich zwang, an unsere Familie einen möglichst großen Beitrag zu leisten. Das war mir nur durch meine Nebenarbeiten möglich gewesen, denen ich meine ganze Freizeit geopfert hatte.

Zweimal schwarze Arbeit im Bundesdienst

Deshalb nahm ich, als sich mir eine Kanzlistenstelle in einer Abteilung des Bundeshauses öffnete, wenn auch « contre cœur », an. Die Arbeit erwies sich aber als gänzlich uninteressant. Der Unterschied zwischen dem aufgeschlossenen, modernen Privatunternehmen nach amerikanischem Vorbild und dem verknöcherten Verwaltungsmechanismus, in dem der Einzelne nur noch ein Rädchen in einer großen Maschine ist, war zu kraß. So gab ich mich in der knappen Freizeit mit um so größerem Eifer meinen journalistischen Neigungen hin.

Ich hatte an meinem frühern Arbeitsplatz viele amerikanische Zeitschriften zu Gesicht bekommen und eines Tages mehr spaßes- und versuchshalber einige Witze übersetzt, die ich dem « Nebelspalter » sandte und die prompt gedruckt wurden. Ermutigt durch diesen Erfolg, graste ich alle amerikanischen Zeitschriften und Magazine nach Witzen ab, übersetzte, was sich meines Ermessens für Schweizer Verhältnisse eignete, und verkaufte sie an Zeitungen.

Ich machte dabei eine interessante Entdeckung. Es gab Witze, die mit geringfügigen Abänderungen des Lokalkolorits von einer Zeitung in die andere wanderten, bis sie, formal vielleicht entstellt, aber inhaltlich die alten, den Weg wieder zurückfanden. Amerikanische Anekdoten, die (in den amerikanischen Magazinen wird die Quelle oder der Autor immer angegeben) aus englischen Magazinen stammten und die ich für Schweizer Zeitungen -- immer mit Quellenangabe — übersetzt hatte, wurden zu meiner Erheiterung nicht selten von der deutschen, italienischen und manchmal sogar von der skandinavischen Presse übernommen.

Aber das war nur der erste Schritt auf dem Gebiet des Übersetzens. Der zweite bestand darin, daß ich längere Anekdoten übersetzte und dann eines Tages beim Durchblättern eines amerikanischen Magazins auf der Suche nach Humor auf einen Artikel stieß, der mich fesselte und den ich mir sehr gut in deutscher Fassung in einer Schweizer Zeitung vorstellen konnte. Er betitelte sich «Mama Moskito» und beschäftigte sich mit einer chinesischen Partisanenführerin.

Ich übersetzte den Artikel und überlegte mir, wem ich ihn verkaufen könnte. Damals erschien gerade die « Lupe » auf dem Büchermarkt, welche ausschließlich

Übersetzungen dieser Art enthielt. Ich bot «Mama Moskito» an und verkaufte sie für fünfzehn Franken.

Ich hatte also eine neue Einnahmenquelle erschlossen. Nun ging es erst mit Hochdruck los, allerdings zum großen Teil auf Kosten «eigener Werke». Aber die Möglichkeiten, die sich mir da schlagartig aufgetan hatten — ich besaß bereits ein ganzes Archiv ausländischer Zeitungen und Zeitschriften — faszinierte mich derart, daß ich alles andere fast vergaß. Wie ein Sperber auf der Lauer durchstöberte ich alle Buchhandlungen und Kioske meiner Vaterstadt nach altem und neuem Material, das sich übersetzen ließ.

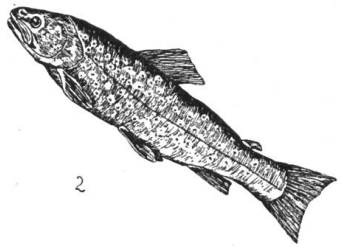
An etwas dachte ich damals und auch später noch lange nicht, nämlich an das Übersetzungsrecht. Ich hatte nur ganz flüchtig einmal von einem internationalen Copyright gehört, ohne mir deswegen den Kopf zu zerbrechen. Ich übersetzte, was ich fand und was sich für diesen oder jenen meiner zahlreichen Kunden eignete.

Als eine der dankbarsten Quellen erwies sich das «Kleinste Magazin der Welt mit der größten Auflage», die amerikanische Monatsschrift «Reader's Digest», die eine Auswahl der besten und interessantesten Artikel aus der gesamten amerikanischen Presse veröffentlichte. Hier konnte ich aus dem vollen schöpfen. Ich schlug damit ganz unbewußt eine Praxis ein, die während des ganzen Krieges und zum Teil auch heute noch von der Schweizer Presse ausgeübt wird. Die Zahl der aus ausländischen Zeitungen übersetzten Artikel, die von Schweizer Zeitungen veröffentlicht werden, beläuft sich jährlich bestimmt auf tausende.

Als Entschuldigung für mich kann gesagt werden, daß ausländische Zeitungen mit Ausnahme jener der Achse während des Krieges nur ganz vereinzelt in die Schweiz gelangten, und die mangelhaften Verbindungen mit dem Ausland, besonders mit Übersee, eine richtiggehende vertragliche Abmachung für das Übersetzungsrecht ohnehin verunmöglichten, ganz abgesehen von der

KENNEN WIR UNSERE HEIMAT?

Dann sollten wir wissen, was diese Zeichnungen darstellen



Antworten siehe Seite 70

Sperre für Geldüberweisung. Den Zeitungen aus dem alliierten Ausland war es oft sogar erwünscht, wenn unmerklich propagandistisch gefärbte Artikel von der Schweizer Presse übernommen wurden. Heute haben sich die Verhältnisse geändert; die führenden ausländischen Zeitungen und Magazine passen auf ihr Copyright wieder sorgfältig auf und können ungemütlich werden, wenn man — auch mit Quellenangabe — ohne Erlaubnis übersetzt.

Sehr beliebt waren während des Krieges nebst sogenannten Sensationsreportagen wie zum Beispiel Spionage-Affären, wahre oder erfundene Indiskretionen über die Vorgänge hinter den Kulissen im Reich, interessant geschriebene Kurzbiographien führender Staatsmänner, Artikel populär technischer Natur über neue Waffen, fesselnde Berichte über Kriegsabenteuer im Dschungel oder im afrikanischen Busch, Tatsachenberichte von geretteten Schiffbrüchigen usw. Ich entsinne mich zum Beispiel eines sehr langen Artikels «Zwei Überlebende» über zwei Matrosen, die fast drei Monate auf dem Ozean herumgetrieben wurden, bis man sie endlich fand. Dieser Artikel wurde von der «Lupe» im Erstdruck veröffentlicht und machte dann, stark gekürzt, die Runde durch eine ganze Reihe bekannter Zeitungen und Zeitschriften unseres Landes. Auch die Übersetzung des Artikels, den ein amerikanischer Journalist mit folgendem sensationellen Titel «Mussolini war von jeher der Feind Hitlers» veröffentlichte, eine Arbeit, die ich kurz vor der letzten Zusammenkunft der beiden Achsenführer übersetzte und zum Kauf anbot, fand reißenden Absatz.

Im Bundeshaus hatten wir oft Tage, an denen es fast nichts zu tun gab. Während meine Kollegen Zeitungen lasen, in die Stadt zu einem Bier oder Tee verschwanden, Kreuzworträtsel lösten oder miteinander plauderten, übersetzte ich in meinem dunklen Winkel klopfenden Herzens fieberhaft aus allen möglichen Quellen.

Das war zwar gefährlich; denn mit unserm jungen Vizedirektor, der oft selber nicht viel zu tun hatte, ließ sich über Privatarbeiten im Büro nicht spaßen. Aber das erhöhte den Reiz der Sache nur und — was für mich sehr wichtig war — ich konnte damit mein Monatsgehalt von 300 Franken regelmäßig fast verdoppeln.

Eine ganze Reihe Zeitungen zählte nun schon zu meinem Kundenkreis. Die «Lupe» enthielt jeden Monat mindestens ein halbes, manchmal ein ganzes Dutzend meiner Übersetzungen. Aber auch große Zeitungen, wie die «Schweizer Illustrierte» und «Sie und Er», brachten von mir übersetzte interessante Reportagen, die sie mit eigenen oder von Bildbericht-Agenturen gelieferten Bildern illustrierten. Ab und zu konnte ich sogar den «Basler Nachrichten» für die Montagmorgenausgabe eine interessante Reportage-Übersetzung liefern, während eine ganze Anzahl kleinerer Tageszeitungen und Wochenblätter übersetzte Kurzgeschichten und ähnliches als Zweitdruck brachten.

Mit der Zeit erlangte ich eine solche Routine, daß ich die Übersetzungen druckfertig direkt in die Maschine schrieb.

* * *

So verging das erste Kriegsjahr. Im Militärdienst, den ich zwischenhinein zu leisten hatte, war ich als administrativer Hilfsdienstler einem Büro des Armeekommandos zugeteilt. Dort fand sich erst recht reichlich Muße, Privatarbeiten während der Bürozeit zu erledigen, um so mehr, als mein Vorgesetzter, ein gemütlicher, alter Oberleutnant, beide Augen zudrückte, wenn ohnehin keine andere Arbeit vorlag.

Der Sprung ins Ungewisse

Im Bundeshaus gefiel es mir je länger, je weniger. Eines Tages zog ich aus und nahm die Direktionssekretärstelle an einem Fremdenkurort an. Der Lohn, vierhundert Franken monatlich, war angemessen, die Arbeit anstrengend, aber abwechslungsreich. Ich vertrat gleich von Anfang an den Chef, der viel Militärdienst zu leisten

hatte, bediente dazu die Kunden am Schalter und hatte über das Wochenende, wie das an Kurorten üblich ist, mancherlei repräsentative Verpflichtungen zu erfüllen.

Aber trotz der vielen Überstunden konnte ich den Journalismus nicht mehr lassen. Der Wunsch, mich ihm ganz zu widmen, wurde immer dringender.

Bei meinen Eltern fand ich allerdings dafür wenig Verständnis. Für sie blieb eine feste Stelle auch bei bescheidenem Gehalt das einzig Richtige. Erst nachdem ich meinem Vater schwarz auf weiß bewiesen hatte, daß ich in meiner Freizeit durch Übersetzungen monatlich etwa vierhundert Franken verdiente, ließ er mich gewähren.

* * *

Ersparnisse hatte ich keine machen können. Das Leben an dem Fremdenkurort war mich bei meinen vielen repräsentativen Verpflichtungen, die von der Unkostenkasse nur mangelhaft gedeckt wurden, sehr teuer zu stehen gekommen. Ich hatte außerdem für Zahnarztrechnungen fast tausend Franken bezahlt. Geld war also keines da. Dafür eine große Garderobe, vom Smoking bis zur kompletten Ski-Ausrüstung, und meine Bibliothek und mein Archiv hatten bereits einen respektablen Umfang.

Als Schauplatz meiner neuen Tätigkeit wählte ich Zürich. Ich ließ mir von meinen Eltern zum Geburtstag statt eines andern Geschenkes eine Fünfzigernote geben und packte meine Koffer.

Ohne einen andern Menschen als einen Dienstkameraden zu kennen, kam ich in der größten Schweizer Stadt an, die ich erst einmal, während der Landesausstellung, betreten hatte.

In einem Hôtel garni fand ich ein Zimmer, verstaute meine Habe und öffnete die Schreibmaschine, mit der ich mir fortan mein Leben verdienen sollte.

Die Aktivposten meines Budgets waren bald aufgestellt:

DER FORTSCHRITT

Zwei Aufnahmen aus den Anfängen des Schweizer Filmes (« Jä soo! » und « Wie d'Wahrheit würkt! »). Sie verraten in geradezu rührender Weise dessen Herkunft vom Dilettantentheater. Heute arbeitet auch der Schweizer Film mit stileigenen Mitteln.

Aus der Filmausstellung des Kunstgewerbemuseums Zürich

Fr. 50.—	Bargeld,
Fr. 120.—	Guthaben von verschiedenen Zeitungen für angen. Artikel,
Fr. 170.—	insgesamt.

Nicht viel, für ein so teures Pflaster wie Zürich; aber ich besaß einen Trost. Von einer hohen Amtsstelle, die sich mit kulturellen Aufgaben befaßte, hatte ich dank der Vermittlung eines Redaktors den Auftrag erhalten, einen Teil des Nachlasses eines der bedeutendsten Schweizer Dichter zu bearbeiten.

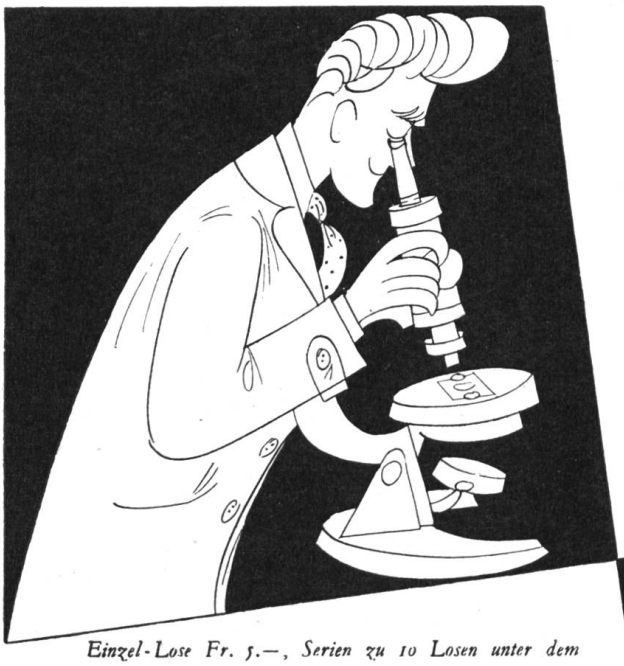
Carl Spitteler, dessen hundertster Geburtstag letztes Jahr gefeiert wurde, hatte sich für die Aufzeichnung seiner Gedanken und Entwürfe eines stenographischen Systems aus dem Jahre 1848 bedient. Ich kannte dieses System natürlich nicht. Aber einer meiner ehemaligen Stenographielehrer kam mir zu Hilfe und lieh mir ein Lehrbuch, das es mir ermöglichte, dieses System innerhalb eines Monats zu erlernen.

Ich beschäftigte mich nun täglich einige Stunden damit, die stenographischen Aufzeichnungen zu entziffern und in die Maschine zu übertragen.

Auch hier erreichte ich bald eine Übung, welche mir erlaubte, die in winziger, gestochen scharfer Schrift geschriebenen Tagebücher und Aufzeichnungen fließend zu lesen. Für diese Arbeit erhielt ich monatlich zweihundert Franken, das eiserne Grundgehalt, welches mir ermöglichte, in Zürich und damit im Zeitungswesen festen Fuß zu fassen.

Es war nicht leicht. Mit Übersetzungen allein ging es nicht. Zudem erledigte ich diese schon so mechanisch, daß sie mich auf die Dauer nicht befriedigen konnten.

Ich ging deshalb systematisch ans Werk und studierte von der internationalen Presse, was mir erreichbar war, Tageszeitungen aller Richtungen, Magazine, Kalender, Wochenblätter, um herauszufin-



Einzel-Lose Fr. 5.—, Serien zu 10 Losen unter dem „Roten Kleeblatt"-Verschluss Fr. 50.— (zwei sichere Treffer), erhältlich bei allen Losverkaufsstellen und Banken. Einzahlungen an Landes-Lotterie Zürich VIII 27600

Um etwas zu erreichen

braucht man immer Ausdauer. Für die Landes-Lotterie gilt dieselbe Regel. Kaufen Sie jeden Monat ein Los — einmal kann's ein Treffer sein!

LANDES-LOTTERIE

ZIEHUNG 14. SEPTEMBER

den, was man druckte und welcher Art die Artikel sein mußten, die ich schreiben und auch verkaufen konnte.

Parteipolitik interessierte mich nicht. Dagegen beschäftigten mich allgemeine menschliche Fragen, wie zum Beispiel die politische Erziehung unserer Jugend zu Staatsbürgern, über die ich mit Freunden und Bekannten, Fachleuten und Laien diskutierte. Ferner schrieb ich nach wie vor Skizzen und Kurzgeschichten, allerdings mehr aus innerem Bedürfnis, als um damit Geld zu verdienen.

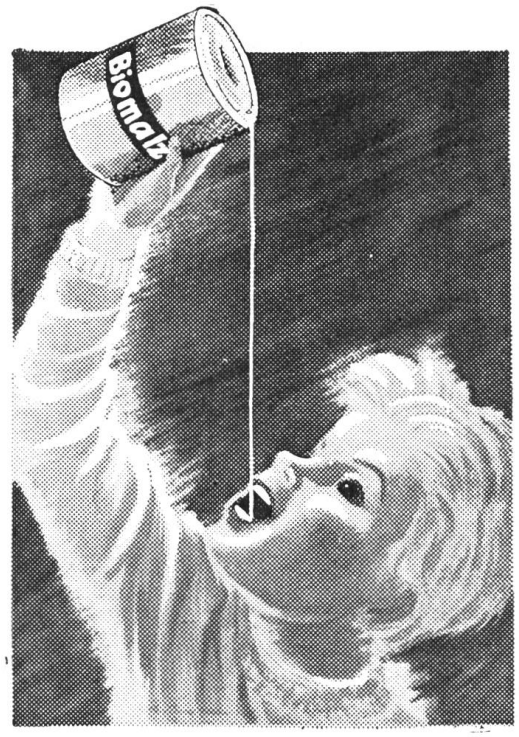
Einen großen Teil meiner Arbeitszeit, die von morgens spät — ich arbeite lieber bis nach Mitternacht als am frühen Morgen — bis abends spät dauerte, mußte ich notgedrungen meinen Übersetzungen widmen. Diese ließen sich am sichersten verkaufen und stellten eine mehr oder weniger regelmäßige Einnahmequelle dar; denn es wurde bei weitem nicht alles gedruckt, was ich schrieb. Rund 25 bis 30 Prozent der Artikel kehrten von den Redaktionen wieder zurück.

Das sollte allerdings noch lange nicht heißen, daß diese nun in den Papierkorb wanderten. Ich versuchte es vielmehr ein zweites, drittes und viertes Mal bei andern Zeitungen, bis sie entweder doch angenommen oder so oft abgelehnt wurden, daß ich einsehen mußte, daß die Arbeit im Moment unverwendbar war und ich einen bessern Zeitpunkt abwarten oder die Artikel umarbeiten mußte.

Bevor ich aber ein richtiger Journalist wurde, wollten noch viele Lücken in meinem Wissen geschlossen sein. Ich schrieb mich also an der Universität Zürich als Auditor mit Überstunden ein und hörte mir einige Monate lang neben meiner Arbeit Vorlesungen über Geschichte, Politik und vor allem Journalismus an.

Aber irgendwie paßte ich nicht oder nicht mehr in diese Umgebung. Ich stand schon zu sehr im Existenzkampf, um mich für die reine Theorie noch richtig begeistern zu können.

Eine viel brauchbarere Hilfe boten mir Bücher, die ich mir auf Grund von



Biomalz

Kräftespender für jung und alt!

Zur allgemeinen Stärkung dient am besten Biomalz „rein". Soll aber einzelnen Organen besonders nachgeholfen werden, dann Biomalz „extra" mit Medikament-Zusätzen wählen:

Biomalz mit Magnesium und Kalk bei Nervosität, geistiger Erschöpfung und Überanstrengung.

Biomalz mit Kalk bei schwachen Knochen und Zähnen, für werdende und stillende Mütter.

Biomalz mit Eisen bei Blutarmut, Bleichsucht, nach Blutverlust infolge Unfall, Operation, Wochenbett.

Biomalz mit Jodeisen zur Blutreinigung, bei Hautausschlägen, Skrofulose.

Biomalz „rein" ist überall erhältlich zu Fr. 3.60, Biomalz „extra" mit Medikament-Zusätzen in Apotheken und Drogerien zu Fr. 4.50.

Ratschlägen einiger Herren Professoren der Universität angeschafft hatte und die mir allgemeines Wissen aller Art vermittelten.

Auf eigenen Füßen

Mein Geschäft hatte inzwischen einen stabileren Charakter angenommen. Ich verfügte über ein großes Archiv, in dem Magazine und Zeitschriften aus aller Welt sich den Platz streitig machten. Aus der größten Illustrierten der Welt, «Life», hatte ich außerdem Hunderte von Photos mit einer Leica reproduziert und selber wieder vergrößert, Bilder, die mir in Notfällen, wenn eine Zeitung dringend eine besondere Illustration benötigte, oft zustatten kamen. Ferner lagen da die Kopien all der Artikel und Übersetzungen, die ich bereits geschrieben hatte und welche sich immer wieder als wertvolle Unterlagen für neue Artikel über das gleiche Thema erwiesen.

Ich fand nach und nach einen ziemlich weitgespannten Rahmen, innerhalb dessen ich nach Lust und Laune schreiben konnte, was gerade zeitgemäß war. An politische Leitartikel hatte ich mich nie gewagt. Dagegen war es mir möglich, über die meisten führenden Staatsmänner, Politiker und Militärs, Kurzbiographien auf Grund meines Archivs zusammenzustellen. Ich besaß außerdem einen reichlichen Vorrat an Tatsachenberichten über Fliegerabenteuer, dramatische Erlebnisse auf Schiffen, ferner Kurzgeschichten, vor allem aus amerikanischen und englischen Magazinen, Artikel über medizinische oder technische Fragen meist aus amerikanischen Zeitungen, für die breite Masse leicht verständlich geschrieben, außerdem knappe Zusammenfassungen interessanter Artikel über alle möglichen Themen, die sich als Füller bei vielen Zeitungen großer Beliebtheit erfreuen.

Meinem Berufsleben fehlten auch die dramatischen Momente nicht. Eines Morgens um 6 Uhr früh schrillte das Telephon. Es war eine falsche Verbindung, und ich wollte schon, fluchend über die Störung, wieder ins Bett steigen, als ich, ohne mir dabei etwas zu denken, das Radio auf Kurzwellen einschaltete. Plötzlich hörte ich die eindringliche Stimme eines Ansagers:

«Achtung, Achtung! Heute morgen haben die alliierten Streitkräfte zu Lande, zu Wasser und in der Luft mit der Invasion des europäischen Kontinents begonnen.»

Vergessen war der Schlaf und die frühe Morgenstunde. Auf diesen historischen Moment hatte ich gewartet und mich auf ihn vorbereitet. Nach zehn Minuten sah es in meiner Bude aus, wie wenn soeben bei mir eine Razzia stattgefunden hätte. Aus meinem ganzen Archiv

sammelte ich Artikel, Berichte, Photos und Angaben über die militärischen Führer beider Kriegsparteien, über die zum Einsatz gelangenden Truppen, über die geographische Beschaffenheit der Landungspunkte usw. usw. An diesem Tage gingen ganze Stöße von Briefen mit fertig vorbereiteten Artikeln über das Thema Invasion expreß an eine Reihe von Zeitungen ab. Die Mühe hat sich bezahlt gemacht. Eine ganze Anzahl dieser Artikel wurde gedruckt und ergaben zusammen ein schönes Honorar: 432 Franken auf den Rappen.

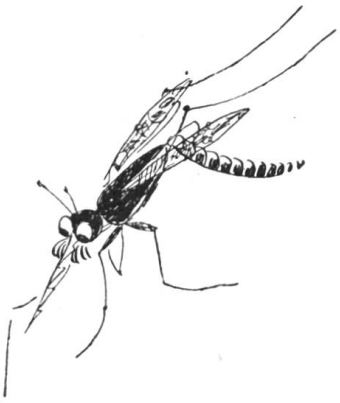
Die Tore zur Welt gehn mir auf — und die Augen

Der Beruf eines freien Journalisten hat in der Schweiz alles andere als einen goldenen Boden. Die Tageszeitungen honorieren meist pro Druckzeile, für die, je nach Auflage und Bedeutung des Blattes, zwischen fünf und in ganz seltenen Ausnahmefällen fünfzig Rappen bezahlt wird.

Wie viele Druckzeilen ein freier Journalist verkaufen muß, um auf ein Monatsgehalt von fünfhundert Franken zu kommen, mag jeder Leser selbst errechnen. Dabei aber möge er bedenken, daß die Artikel zuerst erwogen, verarbeitet und geschrieben werden müssen. Ich konnte pro verkaufte Schreibmaschinenseite auf ein Durchschnittshonorar von 3 Franken rechnen. Eine nicht geringe Konkurrenz bilden für die freien Journalisten in der Schweiz die zahllosen Berichte und Artikel, die von internationalen Nachrichtenagenturen wie Reuter, Associated Press usw. Tag für Tag auf den Redaktionen eintreffen und auf die sozusagen alle bedeutenderen Zeitungen laufend abonniert sind. Eine Anpassung der Honorare an die Teuerung ist im allgemeinen nicht eingetreten.

Trotzdem möchte ich nicht mehr tauschen. Ich habe mir seit meinen frühesten Jugendjahren immer gewünscht, einmal den Beruf auszuüben, der meiner Veranlagung am besten entspricht. Ich glaube ihn gefunden zu haben. Er ist nicht leichter als die geregelte Arbeit in einem Büro,

Im guten Uhrengeschäft
erhältlich



Das Insekt

Selbstverständlich! Ausgerechnet *Sie* brauchen keine Unfallversicherung. Unfälle treffen nur immer die andern! Und doch, verehrter Leser, verehrte Leserin, passieren Unfälle überall — sogar im Schlaf, wie folgende Geschichte zeigt:

In einem Schweizer Grenzort erwacht eines Morgens ein Speditionsbeamter mit Schmerzen in der linken Hand; im Laufe des Tages schwillt der Handrücken hoch an, verfärbt sich livid — Folgen eines üblen Insektenstiches! Man probiert es mit essigsaurer Tonerde, schneidet, aber es dauert volle 36 Tage, bis die Hand wieder gut ist. Der Insektenstich hatte eine tiefe Vereiterung verursacht und diese wiederum einen Abszeß. Zum Glück für ihn war der Speditionsbeamte bei der „Zürich"-Unfall versichert, und diese bezahlte mehr als Fr. 600.— für ärztliche Behandlung und Taggeld-Entschädigung!

Man sieht: eine Unfallversicherung ist kein Luxus, sondern eine Notwendigkeit.
Und besser ist es, eine Unfallversicherung zu haben und sie nicht zu brauchen, als eine zu brauchen und sie nicht zu haben.

ZÜRICH Unfall

„ZÜRICH" ALLGEMEINE UNFALL- UND HAFTPFLICHT-VERSICHERUNGS-AKTIENGESELLSCHAFT

Direktion: Zürich, Mythenquai 2, Tel. 27 36 10

im Gegenteil. Aber man ist sein eigener Herr und Meister, an keine vorgeschriebene Arbeitszeit und an keinen Ort gebunden. Dazu kommt, daß dem Journalisten mehr Türen offen stehen als andern Sterblichen.

Ich habe mir immer gewünscht, einst die Welt bereisen zu können. Während des Krieges litt ich oft entsetzlich unter der unfreiwilligen Gefangenschaft in der Heimat. Es war das Bedürfnis, das wohl jeder Schweizer in den Jahren zwischen 15 und 30 empfindet, einmal ein Stück Welt zu sehen, um dann die Heimat um so besser schätzen zu können. Wie viel stärker muß dieses Bedürfnis bei einem Journalisten sein!

Nun, mein Beruf machte es mir möglich, kurz nach Kriegsende den lang gehegten Wunschtraum nach Auslandsreisen erfüllen zu können. Ohne mit einer bestimmten Zeitung in einem vertraglichen Verhältnis zu stehen, habe ich seit September 1945 die Tschechoslowakei, Deutschland, Österreich und Frankreich bereist, teils allein, teils mit Freunden, im überfüllten Eisenbahnzug und in Automobilen. In meinem Passe steht ein Visum für Paris und Oberitalien, später sollen noch Holland, Belgien und Dänemark an die Reihe kommen.

Die unvorstellbare Not und der nackte Kampf um das Dasein in den kriegsversehrten Ländern haben mir die Verantwortung, die ein Journalist übernimmt, wenn er seinen Beruf ernsthaft ausübt, erst richtig zum Bewußtsein gebracht. Mit einer guten Feder ist es nicht getan. Es braucht eine kritische Einstellung vor allem sich selber, aber auch den Dingen gegenüber, es braucht Sachlichkeit, Vorurteilslosigkeit und vor allem Vorsicht vor übereiligem Urteil. Das alles kommt nicht von selbst. Es will sich formen und bilden. Es braucht Zeit. Ich bin noch lange nicht so weit. Ich ertappe mich immer wieder bei alten Fehlern. Aber ich bemühe mich jedesmal, sie das nächste Mal zu vermeiden. Ich glaube deshalb Journalist sein und bleiben zu dürfen.

Ein Genuss!

Der feine

USEGO

Kaffee

IN DEN GESTREIFTEN PAKETEN,

NUR IM USEGO-GESCHÄFT ERHÄLTLICH